

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Nic, Sheff**

**Schizo**

Trau niemandem. Vor allem nicht dir selbst.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

Es geht wieder los.

Ein Geräusch, als würde ein Flugzeug in meinem Ohr landen. Ich kann es nicht richtig zuordnen. Über meinen Rücken rinnt kalter Schweiß. Mein Herz schlägt schneller. Meine Hände zittern.

Mann, ich kann das nicht.

Ich kann nicht.

Wenn es wieder losgeht ...

Ich halte die Luft an und warte.

Das Geräusch kommt in Wellen – es ist schrill und kreischend.

Preston und Jackie scheinen nichts mitzukriegen.

Sie sitzen auf Prestons Bett, das eigentlich nur ein Futon auf dem Boden ist, und schauen einen alten Billy-Wilder-Film.

Preston hat seinen Arm um sie gelegt, sie ihren um ihn.

Sie sind eng umschlungen ... ineinander verflochten.

Zwei einzelne Menschen zu einem gefügt, der neu und anders ist und doch gleich.

Nicht, dass ich Jackie nicht mag. Sie ist toll. Sie ist super-toll. Und supernett.

Das sind sie beide.

Deshalb hängen sie auch mit mir ab.

Denn, ganz ehrlich, ich habe nichts zu bieten.

Ich bin das, was man einen Sozialfall nennt.

Ich darf mit ihnen abhängen und Filme gucken und Computerspiele spielen, bis Preston mir einen Blick zuwirft, der sagt, *Alter, mein Mädchen und ich wollen jetzt ficken*. Dann verziehe ich mich.

Und gehe nach Hause – in unser kleines Vierzimmerhaus unten in den Avenues, dem Gegenteil von Prestons prachtvoller Villa hier oben in der Nähe des Palace of the Legion of Honor. Sein Haus sieht aus wie ein altes gotisches Schloss, und finanziert wurde es durch die Fernsehserie, in der seine Eltern in den Neunzigern ein verheiratetes Anwaltspaar gespielt haben.

Jetzt drehen sie nicht mehr und sind fast immer auf Reisen.

Preston ist dann allein mit Olivia, der Haushälterin.

Und mit Jackie natürlich.

Manchmal stelle ich mir vor, dass Preston und Jackie meine Eltern sind. Allerdings ist Preston ein krasser Kiffer. Er hat quasi eine ganze Etage des Hauses für sich allein, und in einer Kammer baut er Gras an.

Früher habe ich auch gekifft, bis ich davon verrückt geworden bin.

Das war vor mehr als zwei Jahren.

Jetzt bin ich sechzehn, und mein letzter Anfall ist über ein Jahr her.

Aber jetzt schrillt dieses durchdringende Geräusch in meinen Ohren und wird lauter und leiser.

Es geht wieder los.

Preston hebt seine mundgeblasene Glasbong vom Parkett und nimmt einen tiefen Zug, dabei bläst er den Rauch so aus, dass er nicht in Jackies und meine Richtung kommt – ganz der Gentleman.

Der dicke graue Rauch aus seiner Lunge riecht süß und stechend, und Preston sagt: »Verdammt.« Und hustet.

Jackie sieht mich an und verdreht die Augen, aber auf eine nette Art.

Ihre Augen sind so grün, dass ich ganz durcheinander komme, wenn ich sie beim Reden anschau. Sie hat eine markante Nase, und sie ist groß und schlank und hat tief-schwarze Haut. Sie könnte ein Model sein oder so. Sie ist wunderschön. Wenn ich nicht verrückt wäre, könnte ich vielleicht auch so eine Freundin haben wie sie.

Aber es ist nicht nur das.

Preston ist ...

Ich kann es gar nicht genau sagen.

Er ist einfach alles.

Und er hat alles.

Wenn sie ein Model ist, dann ist er ein Rockstar. Er hat lange Haare und einen stoppeligen Bart und einen kräftigen Kiefer. Er ist groß und von Natur aus muskulös, und er hat so eine Haltung, als wäre ihm alles egal.

So ist er, seit ich denken kann – ruhig und gesammelt und sorglos.

Preston und ich haben uns kennengelernt, als wir zehn waren und die Ferien im Sommercamp in Watsonville verbrachten, kurz nach dem Tod seiner Großmutter. Er er-

zählte mir nächtelang von ihr, und ich hörte zu. Preston macht da immer noch ein großes Ding draus. Ich glaube nicht, dass ich damals irgendetwas Besonderes geleistet habe, aber ich schätze, es hat ihm einfach viel bedeutet.

Seitdem sind wir beste Freunde – auch wenn ich erst in der siebten Klasse auf seine Schule kam, als meine Mutter die Stelle in der Schulbibliothek von Stanyan Hill bekam. Es ist eine Privatschule, und normalerweise hätten wir sie uns nie leisten können. Meine Eltern redeten immer davon, wie viel besser meine Ausbildung in Stanyan sein würde, aber mir ging es nur darum, mehr Zeit mit Preston zu verbringen.

Ich betrachte ihn, wie er auf dem Bett sitzt und den Film guckt. Sein Arm liegt um Jackie, und er lehnt seinen Kopf an ihre Schulter, ohne sich dessen bewusst zu sein. Er trägt einen Kapuzenpulli über seinem David-Bowie-Shirt aus dem Secondhandladen, hat die Beine verschränkt und starrt in bekiffter Unschuld auf den Fernseher – lächelnd.

Jackie streicht ihm gedankenverloren übers Haar, dann gibt sie ihm einen Kuss auf die Stirn.

Sie sind so mühelos zusammen.

Und dann ist da wieder dieses Geräusch, dröhnend, kreischend, es schießt auf mich zu und schnellt wieder weg.

Ich schaue mich um.

Aber ich bin sicher, dass das Geräusch nicht echt ist. Es ist Teil meiner Krankheit – nichts anderes als kaputte Synapsen und fehlgezündete chemische Reaktionen.

Gerade als ich dachte, alles könnte wieder normal werden, muss die Wirkung der Medikamente nachgelassen haben.

Die Luft ist dick und irgendwie schmierig von dem Gras und den Räucherstäbchen und unserem Atem.

Ich fummele eine Zigarette aus der Packung.

»Alles in Ordnung, Miles?«, flüstert Jackie – sie starrt mich an, als wollte sie in mich hineinsehen, um die Antwort auf ihre Frage zu finden.

Ich verliere mich kurz in ihren Augen.

»W...was? Nein. Ich meine, ja, mir geht's gut.«

»Sicher?«

»Klar«, sage ich. »Alles bestens.«

Aber Prestons Zimmer ist plötzlich heiß und erdrückend, und der Schweiß auf meiner Haut kratzt höllisch. Die Vorhänge sind zugezogen und die Fenster geschlossen, und das einzige Licht kommt vom Fernseher. Ich sitze auf dem Teppich neben Prestons Bett und will mich am Rücken kratzen, an den Armen, überall, aber ich tue es nicht, weil Jackie mich immer noch beobachtet.

»Willst du mal an die frische Luft gehen?«, fragt sie.

Ich sage nichts, konzentriere mich auf das Geräusch.

»Miles?«

Und dann sehe ich es.

Genau vor mir, auf Jackies nackter Schulter, sitzt eine riesige Mücke. Ich sehe, wie sie anfliegt und landet und zusticht. Jackie schreit auf: »Au, fuck!«

Sie schlägt sich auf die Schulter und zerquetscht das Viech auf ihrer Haut, so dass es eine Art Knall gibt und eine schwärzliche Masse zurückbleibt und die paar Tropfen Blut, die es aus ihr herausaugen konnte, bevor es starb.

»Was?«, fragt Preston, seine Stimme ist heiser. »Was ist los, Süße?«

Sie wischt das Blut und die Teile des zerquetschen Insekts mit der Hand weg. »Bäh, eine Mücke.«

Preston beugt sich zu ihr. »Hier drin?«

Sie lacht ein bisschen. »Äh, ja ... wo denn sonst!«

Sie nimmt ein Taschentuch aus dem Karton neben dem Bett, säubert ihre Hand und wirft das zerknüllte Tuch in den kleinen schwarzen Plastikeimer.

In diesem Moment fällt ihr Blick auf mich – wie ich mich breit grinsend vor- und zurückwiege.

»Was?«, fragt sie und verschränkt die Arme.

»Es war eine Mücke«, sage ich.

Sie starrt mich verständnislos an. »Und?«

Ich lache und schüttele den Kopf.

Sie starrt mich weiter an.

»Alles okay mit dir?«

Ich lache noch mehr.

Denn das ist ja die verdammte Frage, oder?

# 2

Dr. Frankel ist klein, quasi ein Zwerg.

Wenn er auf seinem gepolsterten Lederstuhl sitzt, hängen seine Füße zehn Zentimeter über dem Boden. Der Boden ist in diesem Fall eine Art Perserteppich auf dem Parkett, mit einem Muster, das an Palmen erinnert – ein Teppich, den ich in den letzten zwei Jahren mindestens fünftausendmal angestarrt und zu entziffern versucht habe.

Ich weiß nicht, wo meine Eltern diesen Typen aufgetrieben haben. Oder wie sie ihn bezahlen.

Ich weiß nur, dass meine Besuche endlich auf zwei Termine im Monat reduziert wurden – von jetzt an werde ich den verdammten Teppich also etwas seltener anstarren müssen.

Dr. Frankel hustet.

Er ist nicht nur wahnsinnig klein, er ist auch wahnsinnig fett. Er hat riesige buschige Augenbrauen und eine gigantische Nase und einen fleischigen Hals, und er trägt glänzende Trainingsanzüge wie ein Gangster. Ich glaube, ich starre die ganze Zeit auf den Teppich, weil sein Anblick so anstrengend ist.

Aber er ist wohl ein ziemlich guter Arzt. Die Medika-

mente, die ich im Moment nehme, scheinen zu wirken – und darauf kommt es an.

»Miles, mein Junge.«

So nennt er mich immer.

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

»Miles, mein Junge, wie geht es dir? Besser?«

Er isst winzige Möhren aus einer Tüte, deshalb lasse ich meinen Blick lieber auf seinem seltsam gemusterten Teppich.

»Ähm, ich weiß nicht.«

Ich verschränke die Beine und öffne sie wieder.

Er kaut geräuschvoll.

»Das Zyprexa scheint doch ein Volltreffer zu sein, oder?«

Meine Augen wandern zu den eingebauten Wandregalen, in denen alle möglichen Fachbücher stehen. Einige davon hat er selbst geschrieben – darunter auch das neueste: *Schizophrenie beim männlichen Adoleszenten: Anzeichen, Symptome und Behandlung*.

Darin geht es um mich.

Na ja, um mich und die beiden anderen Typen, die ich ab und zu im Wartezimmer sehe. Nicht, dass ich je mit ihnen geredet hätte. Ich habe noch nie mit jemandem gesprochen, der diese Krankheit hat.

Und ich habe auch sein Buch nicht gelesen.

Wenn ich mir Typen mit Schizophrenie angucken will, muss ich ehrlich gesagt nicht lange suchen. Wir sind hier in San Francisco. Ich sehe sie an jeder verdammten Straßenecke – sie schreien die Autos an und reden mit Menschen, die nicht da sind.

Das sind meine Kumpel: die Typen, die sich Helme aus Kühlboxen und Pappkartons basteln, um die Stimmen auszusperren. Die Typen, deren Klamotten von Dreck und Öl so schwarz sind, dass es aussieht, als hätten sie Seehundsfell am Leib. Die Typen, deren Haare zu einem Nest aus Fliegen und Läusen und Ich-weiß-nicht-was verfilzt sind. Die Typen, die kein Zuhause und keine Familie und keine Freunde haben. Die Typen, die mit heruntergelassener Hose rumlaufen und dabei auf die Straße kacken.

Ich habe sie gesehen, Mann. Die Stadt ist voll von ihnen. Mein Vater hat vor ein paar Jahren einen großen Artikel im *Chronicle* darüber veröffentlicht und die Verhältnisse auf die achtziger Jahre zurückgeführt, als Ronald Reagan die Mittel für die Behandlung psychisch kranker Menschen kürzte. Sie wurden einfach auf die Straße gekickt, und da sind sie auch geblieben.

Aber heute ist das Problem laut Dr. Frankel sehr viel weiter verbreitet, es kommt andauernd vor. Es gab sogar noch einen Jungen mit Schizophrenie auf meiner Schule, der letztes Jahr in irgendeine Klinik musste. Ich habe ihn nie getroffen oder so, aber natürlich kennen alle die Story. Dan Compton, so hieß er. Und ich schätze, die Hälfte aller Leute auf meiner Schule erwartet, dass mir das Gleiche passiert.

Ich kann es ihnen nicht vorwerfen. Manchmal erwarte ich es selbst. Ich habe riesigen Schiss davor, auch wenn Dr. Frankel die ganze Zeit sagt, dass ich Glück habe – weil bei mir die Medikamente angeschlagen haben.

Und ja, um die Frage des werten Doktors zu beantworten, Zyprexa scheint ganz in Ordnung zu sein.

Das sage ich ihm.

Er gluckst.

»Sehr schön, Miles, sehr schön. Möhre?«

Ich blicke auf und sehe die Möhre, die er mir hinhält. Die Farbe ist irgendwie grell, ein giftiges Orange. Echt wahr, das ist die orangefarbenste verdammte Möhre, die ich je gesehen habe.

»Äh, nein. Ich habe keinen Hunger ... danke.«

Meine Augen wandern wieder zum Teppich und dann zum Bücherregal und dann wieder zum Teppich.

»Was ist mit den anderen Medikamenten? Ist es mit den Nebenwirkungen besser geworden?«

Ich seufze. »Ich weiß nicht.«

Er kaut laut und schmatzt. »Du weißt es nicht?«

»Also«, sage ich. »Mir wird immer noch krass schwindelig, wenn ich sie alle auf einmal nehme.«

»Vielleicht nimmst du sie dann besser nicht alle auf einmal.«

Ich lache. »Ja, ich weiß. Aber sonst ist es so schwer, daran zu denken.«

Er schlägt vor, dass ich mir einen Zeitplan mache, und ich denke, *klar, was sonst*. Ich lasse weiter meine Augen wandern, während er weiter seine Möhren kaut.

»Und außerdem habe ich doch gesagt«, füge ich hinzu, »meine Mutter meint, ihre Versicherung übernimmt sie nicht mehr, weil die Schule ihre Arbeitszeit gekürzt hat oder so.«

Seine Mundwinkel gehen nach unten. »Aber arbeitest du nicht an den Wochenenden im Supermarkt?«

Ich lache wieder. »Klar, aber da verdiene ich doch kaum was. Das ist gar nichts.«

Er schüttelt den Kopf. »Hm. Gut, ich sehe mal, was ich machen kann, okay, Miles? Das muss wirklich nicht deine Sorge sein. Deine Aufgabe ist es, gesund zu werden. Lass deine Eltern deine Eltern sein. Und dich das Kind – wenigstens noch eine Weile.«

Ich schweige einen Moment und knacke mit den Knöcheln meiner linken Hand.

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Ich meine, manchmal weiß ich gar nicht, was das für einen Sinn hat. Also, was für ein Leben kann ich denn überhaupt erwarten? Glauben Sie etwa, ich kriege mal einen Job und heirate und habe eine Familie?«

Dr. Frankel unterbricht das Kauen, und ich höre das Knarzen des Stuhls, als er sich vorbeugt.

»Du kannst alles tun, was du willst.«

»Ja, klar!«

»Ich meine es ernst, Miles. Dein Leben fängt gerade erst an.«

*Klar. Fängt gerade erst an, denke ich. Aber es ist schon vorbei.*

Mein Gesicht verzerrt sich, und ich frage mich kurz, ob ich lieber nicht sagen sollte, was ich sagen will, aber dann sage ich es doch.

»Es ist nett, dass Sie mir Hoffnung machen wollen und so. Aber ich weiß, wie meine Chancen stehen. Und ich glaube, ich täte allen einen Gefallen damit, wenn ich einfach Schluss machen würde.«

Er schüttelt wieder den Kopf, und sein Doppelkinn

macht mit, wackelt hin und her. Plötzlich habe ich einen säuerlichen, abgestandenen Geruch in der Nase, als hätte er heute Morgen das Deo vergessen.

»Miles, hörst du dir zu? Glaubst du nicht, dass es für deine Eltern die größte Katastrophe wäre, dich zu verlieren?«

»Ja, natürlich«, erwidere ich und wende wieder den Blick ab. »Aber dann wäre es wenigstens vorbei, ein für allemal. So wie es jetzt ist, ziehe ich es nur endlos in die Länge, ohne dass sie je darüber hinwegkommen können. Verstehen Sie?«

Dr. Frankel spricht mit sanfter Stimme. »Miles, sieh mich mal an.«

Ich will nicht, aber ich bin zu höflich, um es nicht zu tun. Ich hebe den Kopf, und er beugt sich noch weiter vor.

»Was?«

»Willst du mir wirklich erzählen, dass deine Eltern *jemals* darüber hinwegkämen, wenn du dir das Leben nehmen würdest?«

Ich schließe die Augen und öffne sie wieder.

Meine Worte kommen stockend.

»Ja, Sie haben recht. Ich meine es nicht ernst. Aber Janey ... Sie braucht unsere Eltern viel mehr als ich. Sie ...«

Er unterbricht mich. »Und was ist mit dir, hm? Braucht deine Schwester dich nicht?«

Ich lache wieder, aber nicht, weil irgendwas lustig ist.

»Sie wäre ohne mich besser dran. Sie alle wären es. Außerdem, glauben Sie, dass meine Eltern mir je vergeben werden?«

Er rückt vor, so dass sein Gesicht noch näher an meinem ist.

»Was meinst du damit? Was vergeben?«

Ich spüre plötzlich ein Brennen in den Augen.

»Sie wissen schon. Das, was passiert ist.«

Dr. Frankel nickt sehr langsam, und ich höre, wie er durch seine große Nase einatmet.

»Weißt du nicht mehr, was wir besprochen haben?«

Ich will antworten, aber die Worte kommen nicht.

Meine Kehle schwillt zu.

Ich will nicht weinen.

Ich will verdammt nochmal nicht weinen.